

Horst Rumpf

Staunen lernen – über eine vernachlässigte Bildungsaufgabe

(Vortrag in Marburg am 12. Juni 2012)

Es gibt so etwas wie die Fähigkeit zu staunen. Erich Fromm hat sie „capacity to be puzzled“ genannt – es ist das keine von den heute gefragten aktiven Zugriffsformen auf die Welt – diese Fähigkeit, sich treffen, verwirren, irritieren zu lassen, die Fähigkeit, etwas für nicht selbstverständlich zu halten. Man kann der Meinung sein, dass es sich da nicht um eine luxuriöse Form der Aufmerksamkeit handelt – ohne sie ist alles zupackende Lernen und Wissen auf Sand gebaut – ihm fehlt die Sauerstoffzufuhr. Was damit gemeint sein könnte, davon sollen die folgenden Beispiele und Überlegungen handeln. Wer des Staunens nicht mehr fähig ist, erstarrt im Können und Bescheidwissen. Dem Fachmann, der immer nur lächelt, wenn der Laie staunt, geht nichts mehr unter die Haut, er hat nur noch mit sich und seinem Vorwissen zu tun...

Und Staunen können – das hat irgendwie auch damit zu tun, wie man mit der Zeit umgeht. Günther Anders hat in dem wichtigen Buch „Die Antiquiertheit der Menschen“ von den „Geheimmaximen der Epoche“ geschrieben, den Maximen, die uns Zeitgenossen in Fleisch und Blut eingewandert sind und deren Allgegenwart wir überhaupt nicht mehr spüren. Da steht im Band 2:

“Es gibt keinen Flug zwischen Punkt A und Punkt B, sagen wir zwischen New York und Paris, der nicht grundsätzlich als zu lang gälte. Die Bewältigung dieser Strecke erfordert heute noch sechs Stunden? Zu langsam. Und welche Blamage, wenn wir für die Überbrückung diese Strecke im nächsten Jahr mehr als fünf Stunden benötigen und sie sie im nächsten nicht in vier leisten würden.

Was immer Dauer erfordert, dauert zu lange. Was immer Zeit beansprucht, beansprucht zuviel Zeit. Das Faktum, dass Handlungen Zeit kosten, gilt heute als Vergeudung. Gleich, wie kurz sie währen – niemals sind sie kurz genug. Die bloße Tatsache, dass sie währen, macht sie zu Verzögerungen. Zeit= Langsamkeit. Welch unsinnige Gleichung.“ (Anders 1980, 337/338)

Und Anders kannte noch nicht die Niederwerfungen von Raum und Zeit, die uns die elektronischen Datenautobahnen beschere, die per Knopfdruck blitzartig die Erdentfernungen und die Zeit annullieren, die es zum Erwerb und zum Austausch von Informationen früher bedurfte. Banal gesagt: Es muss alles immer schneller gehen, wenn man nicht in allen erdenklichen Bereichen abgehängt werden will. Im Bildungsbereich gilt das inzwischen von der Grundschule bis zum Universitätsstudium, das mehr und mehr einem Hürdenlauf gleicht, der mit der Stoppuhr gemessen und kontrolliert wird. Staunen wird da allenfalls als etwas toleriert, was unverzüglich als Motivationstreibstoff zu noch besseren Leistungen in die Lerngänge eingebaut wird – es hat keinen Sinn in sich selbst. Worin sollte der auch bestehen, fragt der auf Trab gebrachte Zeitgenosse, der nie Zeit hat, weil er zügig vom Erledigen zum Erledigen fortschreiten muss, um nicht unter die Räder zu kommen.

Wie ein Gegenstrom gegen die hastige Weltzurücklegung aussehen könnte, mag die Praxis von Gerhard Trommer andeuten – der an der Universität Frankfurt künftige Biologielehrer auszubilden hatte. Und der seinen Studenten die Erfahrung des Wilden zugänglich machen wollte – dessen also, was als Natur unter der Oberfläche dessen rumort, was wohlgeordnet in den Biologiebüchern mit vielen Grafiken und Bildern beigelegt ist. Er berichtet:

„Wir haben eine Chance zu neuer Annäherung an das Wilde, denn Wildnis kann als positiver Wert im Kontrast zur zunehmend nervenden, stressenden Zivilisation entstehen ... Es ist die Zivilisation, die es dem modernen Wildniswanderer erst ermöglicht, einfach und mit relativem Risiko unterwegs zu sein, indem sie diesen entsprechend ausrüstet. Vom Campingkocher, Wasserfilter, Kompass über gefriergetrocknete Nahrung bis zum leichten Nylonzelt wird er in die Lage versetzt, fast ohne in die Wildnis für seine Versorgung eingreifen zu müssen, unterwegs zu sein ... Ich habe in zwei Sommern (sc. in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts zwei Exkursionen mit Frankfurter Studierenden, die ich als Großstadtstudenten bezeichnen möchte, in eine kaum bekannte norwegische Bergwildnis unternommen. In je neun Tagen durchquerten je Exkursion etwa zwanzig Studierende, nur auf sich gestellt, eine wilde Gebirgslandschaft, nur mit

dem Notwendigsten ausgerüstet, unwirtlicher und anstrengender Landschaft ohne Schutz vor Witterung ausgesetzt. (Trommer 1997)

Die Studierenden sollten abends einige Eindrücke, locker geordnet, tagebuchartig niederschreiben unter Überschriften wie „Wetter/Klima“, „Gewässer“, „Licht“. Einige Eintragungen des dritten Exkursionstags (4. Juli 1996), an dem eine große Hochfläche der mittelalpinen bis hochalpinen Vegetationsstufe zu durchqueren war – die Menschen waren der Landschaft ausgesetzt: Schneefelder, aufgetaute Schneeböden, Gerölle und viele reißende Gebirgsbäche waren zu überwinden, mit schweren Rucksäcken. Hier einige Notizen der Akteure:

Zu Gelände/Topographie: *„... großartige, unendlich scheinende Weite von Bergen und Tälern und Ebenen. Felsenmeer, Steinwüste, trostlose Mondlandschaft, unendliche Weite, unerträgliche Leere. Wo bin ich?“*

Zu „Substrate/Geomorphologie“: *„... Wohltat für meine Stadtfüße ... Steine, Moose, Wasser, Kies, Matsch, Schnee, Heiden, Gräser – gerade, schief, steil – fest, wackelig, rutschend, federnd ...“, „... sauschwierig, die richtige Trittstelle zu finden. Über Stock und Stein mit Rucksack. Dank meiner Meindl-Islandschuhe ohne Knöchelbruch und Sturz.“* Zu Gewässer/Hydrographie *„Welch ein Fluss, diese Lora ... und Welch ein Spaß, sie von Stein zu Stein tanzend zu überqueren.“* *„Vom kleinen Rinnsal zum reißenden Fluss ... real death experiences!“* (aus einem Vortrag von Gerhard Trommer, Europarc-Jahrestagung 9.-12.10.1997 in Freyung)

Dies war das genaue Gegenteil der herkömmlichen Belehrungsexkursionen. In ihnen kam es darauf an, das in den Köpfen des Lehrers, des Exkursionsleiters präexistierende Wissen anschaulich bestätigt zu sehen: die Natur wurde dienstbar gemacht zur Bestätigung und Illustration des vorgeordneten Wissens, das irgendwelche Spezialisten an ganz anderem Ort, zu ganz anderer Zeit der Natur abgewonnen hatten. Während es sich hier darum handelte, sich dem Unbekannten, dem Bedrohlichen, dem viele Empfindungen weckenden gegenüber einer unheimlichen und unsortierten Macht auszusetzen – sie am eigenen Leib, im eigenen Leib zu spüren, lockend, faszinierend, auch anstrengend oder quälend

... Und auf die messbare Uhrzeit, die sonst das Leben bestimmt, kam es da es schon gar nicht an. Was passiert, wovon die Rede ist – das ist sehr persönlich, sehr sinnlich erlebte Gegenwart, kaum verfliegen im Augenblick der Niederschrift. Und in den hingeworfenen Worten, in ihrer Unfertigkeit zittert etwas nach: Das Staunen, die Überraschung, die Erschütterung darüber, *dass es so etwas überhaupt gibt. Man hätte es sich aufgrund der eigenen heimatlichen Vorerfahrungen von Landschaften eigentlich nicht träumen lassen. Was hier passierte, in was die Akteure sich hier verwickelt sahen, war etwas qualitativ anderes als eine touristisch oder didaktisch oder wissenschaftlich getönte Besichtigung. Der Körper war etwas anderes als eine Prothese des Kopfes, der auf allgemeine und übersituative Informationen aus zu sein hat.*

Wer über das Staunen ins Nachdenken kommen will, kommt an solchen Erfahrungen nicht vorbei. Und wenn ich recht sehe liegt diese Anbahnung von Weltbeziehungen sehr nahe bei dem, was in Marburg unter dem Siegel bsj (Beirat Jugendhilfe Schule) schon eine gewisse Tradition hat.

Um eine Spur weit zu kommen im Verstehen dessen, was im Staunen passieren kann, helfen vermutlich Fallgeschichten, biographisch getönte, mehr als begriffliche Umschreibungen.

Hier ein Erfahrungssplitter aus dem Leben der Autorin Christine Nöstlinger: Sie hat noch ein paar Kinderjahre im letzten Krieg gelebt, danach einige Zeit in der materiellen und kulturellen Armut der Nachkriegszeit in Österreich. In dieser verworrenen Zeit geriet sie an eine Bücherei, die – wie sie schreibt – von einem Uraltbibliothekar verwaltet wurde. Und der gab ihr kurz nach 1945 ein Buch, das in schmieriges schwarzes Leinen gebunden war – mit dem Titel „FABIAN“. Der erste Autorename, der sie überhaupt interessierte, stand als Verfasser darüber.

„Von da an hatte die Kinderliteratur ... keine Chance mehr bei mir. Ich wurde Stammgast beim Uraltbibliothekar, und er händigte mir Atemberaubendes aus. Was sich der gute alte Mann dabei dachte, weiß ich nicht. Ich weiß nur mehr,

dass ich etliche Male in der Woche Buchtauschen ging und sehr viel las, was ich nicht verstand und wovon ich fasziniert war. Einmal möchte ich das noch erleben und fühlen können. Mich an Sätzen erfreuen – um nicht zu sagen berauschen, die ich nur teilweise kapiere. Die ungeheure Erregung am „unaufgelösten Rest“ ist mir als etwas Unheimliches und zugleich Wunderbares in Erinnerung“. (Nöstlinger 1985, 35)

Hier geht es, möchte man meinen, reichlich unpädagogisch zu. Eine junge Leserin sieht sich ohne erklärende und deutende Puffer mit Texten konfrontiert, die weit über ihrem Verständnishorizont liegen. Es gibt keine Verstehenshilfen, keine Kommentare. Und das Mädchen tut nicht, was zu erwarten wäre :sie stößt dieses Lesefutter nicht ab und sucht Zuflucht bei Geschichten, die ihrer Erfahrungswelt nahe liegen – Nein: sie wird geradezu süchtig nach dem Unverständlichen, nach dem also, was ihr kein verantwortlich pädagogisch handelnder Erwachsener in die Hand geben würde, weil ihr – wie es heißt- die Voraussetzungen zum Verständnis fehlen.

Es hat etwas von der Ausfahrt auf das unübersehbare, unheimliche Meer - auf dem sich rätselhafter Weise doch einige fest umrissene Riffe abzeichnen. Nicht alles ist bodenlos fremd – es gibt Wörter, Passagen, szenische Reste, die zu verstehen sind – und diese Leuchtspuren von teilweise Bekanntem in dem ansonsten fremden und unbekanntem Meer - der Welt der Bücher - die sind es, die die Leserin so fesseln. Wie (um diese autobiographische Notiz zuzufügen, der Dreizehnjährige 1943 so rätselhaft gefesselt war, als er im Darmstädter Theater die ihm von Fremdheit triefenden Geschichten von dem Gralsritter, Lohengrin, von der Zauberflöte eines Fürstensonnes Tamino vorgespielt bekam, frei von jeder pädagogischen Belehrung und „Einführung“, dann und wann blitzartig einen Schimmer Verstehen freigebend). Der „unaufgelöste Rest“ war hier wie dort etwas ganz anderes als die „ungelösten Probleme“, die ihn wie jedermann die späteren Schul- und Studienjahre, das ganze Erwachsenenleben hindurch beschäftigten.

Und wie Nöstlinger kommt er im Rückblick nicht aus dem Staunen heraus, dass es diese Faszination gab, die wie ein Sog wirkte. Und von der sich Spurenele-

mente als kostbares Gegengift gegen das allzu schnelle Bescheidwissen und Einordnen des Unbekannten und Rätselhaften zeitlebens erhalten können, wenn es gut geht und die Informationsgesellschaft nicht alle Unruheherde unverzüglich zuschüttet – damit nur ja keine Fragen offen bleiben.

Hier eine erste Zusammenfassung:

Beispiel 1 – die Norwegen-Landschaft, das Staunen, das die Fassung verliert darüber, *dass es so etwas überhaupt gibt, geben kann*. Beispiel 2: Das Mädchen, das beim Lesen in den Sog vom Unbekannten und Rätselhaften eines *unaufgelösten Restes* gerät und sich dem lustvoll aussetzt. Zwei Un-Fälle, die dem lebenslangen Bescheidwiser nicht widerfahren können, weil der immer auf die Füße fällt und auf alles eine Antwort hat. Ein trauriges Schulmeister-Schicksal, das nicht nur die religiöse Erziehung, sondern auch alle technokratischen Unterrichtsvorstellungen mit Auszehrung bedroht.

Auch das dritte Beispiel hat mit der rätselhaften Faszination durch den unaufgelösten Rest zu tun. Durch das also, was uns in Erscheinungen treffen kann und was die landläufigen Beschreibungen, Deutungen, Erklärungen weit übertrifft. Und wovon die Philosophie der Phänomenologischen Bewegung lebt. Es stammt von dem weltbekannten Biologen und Ameisenforscher E.O. Wilson. Er berichtet von einer Faszination, die ihn lebenslang nicht mehr los gelassen hat. Immer wieder kam er auf einen Fleck auf dem Bürgersteig neben seinem Elternhaus in der West Gregory Street in Pensacola (Nordflorida) zurück. Dort hatte er als Kind in ihm unvergesslichen Widerfahrnissen Löwenameisen der Gattung *Doomyxermex*

„wie Kreisel auf dem glutheißen Beton herumrennen sehen. Zertritt man eine, verströmt sie den unverwechselbaren Geruch der Drüsenameisen ... Vierzig Jahre später werde ich genau an diese Stelle zurückkehren. Ich werde mich hinknien (ein älterer Schwarzer, der vorbeikommt, wird mich fragen, ob ich Hilfe brauche) und wieder nach Löwenameisen suchen. Der Dreck und das gesprungene Pflaster sehen noch aus wie früher, aber die herumlaufenden Ameisen sind

Pheidole dentata, sie haben keinen scharfen Geruch. Fünfzehn Jahre später dieselbe Beobachtung...“ (E.P. Wilson 1999, 54/55)

In welchen Aufmerksamkeitszog geriet dieser Mensch? Da passierte vor seinen Sinnen ein rätselhaft fremdes Leben – absolut fern zu seinem Alltag und mit dessen Kategorien nicht zu begreifen (es gab keine Parallelen) – da rasten diese Kleinstkörper in der glutheißen Sonne durcheinander. Ja, man konnte es mehr schlecht als recht beschreiben, was da an ziellosem Gewirbel geschah. Je gelehrter dieser Mensch wurde, desto souveräner konnte er gerade die Sorten dieser Rätselwesen unterscheiden und mit Fachausdrücken belegen, ihren unverwechselbaren Eigengeruch diagnostizieren. Nun wäre vielleicht zu erwarten, dass er als Wissenschaftsspezialist, in seinem Wissen abgehärtet durch viele Forschungen, Publikationen, Kongresse – dass er nun sein Wissen als definitive Waffe gegen die Unbekanntheiten der Ameisenwelt einsetzt und sich zufrieden gibt mit dem, was seine kindliche Beunruhigung aufklärt und aufhebt. Er weiß ja nun Bescheid. Er kann die Merkwürdigkeiten in größere Zusammenhänge einordnen, katalogisieren. Die Fremdheiten, so wäre zu vermuten, sind wie weggeblasen. Aber nein – so ist es nicht. Was ihn zutiefst erregte und erregt ist noch am Werk.

Noch Jahrzehnte später zieht es ihn wieder an den Ort der primären Erregung. Er macht vor diesem Fleck Straßenlandschaft Halt, kniet sich hin, will es wieder spüren – gibt sich nicht zufrieden mit Fotos, mit Präparaten, mit Wissensinformationen. Was saugt ihn da an? Ist es die abgrundtiefe Fremdheit und Ferne, die vollkommene Unbegreiflichkeit dieser nichtdinglichen Dingerchen, geladen mit rasanter Beweglichkeit und doch keine Maschinnen – dauernd unterwegs in scheinbar vollkommen sinnloser Geschäftigkeit, voll ruhelose Präsenz, mit nichts vergleichbar, was im Kinderalltag so vorkam. Da war etwas, was das betreute Heranwachsen zutiefst verstörte – was den durch Erziehung und Gewöhnung aufzubauenden Pakt zwischen ich und Welt, den die Gewohnheit, das Bescheidwissen, die festen Bedeutungen gestiftet haben, was ihn antastete und „hinter dieser Nebelwand den Geheimnischarakter des Lebens“ aufdämmern

ließ (mit welchen Formulierungen ich Dieter Wellershoffs Buch „Die Arbeit des Lebens“ zitiere (Wellershoff 1985, 266)). Warum kehrt er immer wieder an diesen Unruheherd zurück? Gewiss nicht um seine wissenschaftlichen Studien zu perfektionieren. Er wusste über Ameisen längst alles, was zu wissen war. Es scheint seine Wahrnehmung auf etwas gestoßen zu sein, was durch alle Maschen fiel, die begriffliches Wissen knüpft, um die Dinge der Welt ihrer schroffen Einmaligkeit, ihrer undurchdringlichen sinnlichen Besonderheit zu entledigen. Es ist kein Fall von etwas Allgemeinem, was ihn existentiell irritiert. Dieses Staunen der nicht alltäglichen Art mag an den Prinzen Hamlet erinnern, der durch die sozialen Verwirrungen in seiner Umwelt zu dem Ausruf gedrängt wurde, es gebe offenbar zwischen Himmel und Erde mehr Dinge, als sich unsere Schulweisheit träumen lasse.

Es gibt neben dem Sog des Unbekannten und Rätselhaften auch den Sog des Totgeschwiegenen und Versunkenen. Ihm entspricht ein Staunen, dem es die Sprache der Feststellungen und Einordnungen verschlagen kann. In der Welt der Toten verstummt das allzu klare Wissen der Information. Dafür ein Beispiel. Da hat ein Professor eine Gedenkrede zu halten – an einem bestimmten geschichtsträchtigen Ort, an einem ebenso erinnerungsbefrachteten Tag. 200 Jahre waren es her, dass an einem bestimmten Ort, in Stans in der Schweiz, eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Truppen der französischen Revolution und Einwohnern konservativer Schweizer Kantone stattgefunden hat. Die Letzteren fochten für die überlieferten religiös und feudal abgestützten Verhältnisse. Die Kämpfe waren hart und verlustreich, wie es in der distanzierten Sprache der Historiker heißt. Was mag man von einer einschlägigen Fest- und Gedenkrede in Stans, in einer Kirche am Ort der seinerzeitigen Geschehnisse, erwarten. Doch beispielsweise eine Überlegung, die die Zuhörer zu Nachdenken über den Konflikt zwischen Tradition und Fortschritt in historischer Dimension hineinzögen mit Ausblick auf aktuelle Probleme. Die Festrede gewährte Abstand und Über-

blick – ein wissendes Gedenken. Nichts dagegen. Aber Peter von Matt, der Redner, hatte anderes im Sinn. Ich zitiere:

„Wäre das Desaster vom 9. September 1798 ausgeblieben, wenn die helvetische Regierung (die Truppen für die Revolutionspartei geschickt hatte), der Delegation aus Nidwalden (die für die Tradition eintrat) den Dialog nicht verweigert hätte?... Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, es war furchtbar. Wir wissen, es gab Hunderte von Toten. Wir wissen, es kamen Frauen und Kinder um. Schwangere und alte Leute und Behinderte ... Wir reden von Anna Maria Stulz, genannt die Landweiblerin, war 55 Jahre alt, flüchtete sich in dies Kirche und wurde beim großen Weihwasserkessel erschossen. Wir reden von Melchior Durrer, genannt der große Schmied, wurde mit einer Eisenkette an das Haus gebunden und mit dem Haus verbrannt. Wir reden von Barbara Barmettler, genannt das Hutbabeli, bettelte kniend um ihr Leben und ward ins Herz getroffen. Wir reden von Franz, dem dreijährigen Kind der Margaritha von Läsi, erschossen in dieser Kirche, auf dem Arm der Mutter. Wir reden von Franz Fischer, einem Knecht, lag schwerkrank zuhause und wurde im Bett mit Bajonetten erstochen. Wir reden von Barbara Bachli, 22 Jahre alt, sie wälzte in Kehrsiten Steine vom Berghang auf die Franzosen, ein Grenadier hat, sie gestellt, wollte ihr Pardon geben, sie schlug ihm mit dem Knüttel auf den arm, wurde erstochen und in den Tobel gestürzt.“

Diese Namen, so Peter von Matt, sind zufällig herausgegriffen aus einem vergilbten Buch ... Man mag fragen: was sollen uns diese Schauergeschichten aus versunkenen Zeiten? Könnte und müsste man das nicht, wenn schon die Rede darauf kommt, viel kürzer sagen – zeitsparend, strukturorientiert, aufmerksamkeitsparend – etwa so: es kam zu blutigen Auseinandersetzungen? Wozu die weitschweifigen Details, wenn es in der Geschichte doch auf großräumige Strukturen, auf langfristige Wirkungen ankommt – also auf das, was man mit Abstand analysieren kann? Wird man so nicht durch Einzelheiten erdrückt und dumm gemacht? Was geht uns das Schicksal eines erstochenen Knechtes, was das Los der Barbara Bachli an? Und dass manches zufällig in dieser Kirche passiert ist – das ist doch für die große Geschichte der Helvetie völlig belanglos. Staunenswert sind die großen Linien der Geschichte, nicht die Zufälligkeiten, die auch völlig anders hätten verlaufen können – wenn z. B. die Landweiblerin

sich nicht zum großen Weihwasserkessel geflüchtet hätte und der Franzose sich nicht in der Kirche aufgehalten hätte. Hat das Staunen über solche Zufälle an einem bestimmten Ort einen Wert, der über den Reiz des Sensationellen hinausgeht?

Hier scheiden sich die Geister. Peter von Matt bringt die Gegenthese auf den Punkt:

„Namen, Gesichter, Geschichten ... Was sind diese Namen gegenüber den Hunderttausenden, die damals auf den Schlachtfeldern Napoleons, den Schlachtfeldern der Kaiser und Zaren gefallen sind? Was sind diese Namen gegenüber den Millionen, die im 20. Jahrhundert durch Terror und Krieg getötet wurden – immer für eine felsenfeste Wahrheit ... Erst wenn wir uns in das einzige winzige Schicksal versenken, dämmert uns etwas von der Wirklichkeit des Ganzen. Sonst haben wir nur Zahlen vor uns, Theorien, Konzepte, effiziente Erklärungsmuster, die uns sagen, warum alles so passiert ist und wer schuld ist und wer recht hatte oder das größere Recht oder ein bisschen mehr Recht.“ (Peter von Matt 1998)

Es handelt sich bei diesem Staunen um etwas ganz anderes als um das Registrieren von Baedekerinformationen über das, was halt einmal passiert ist. Hier geht das Staunen über Totgeschwiegenes, Vergessenes und Versunkenes über in die Trauer, ja das Entsetzen über das, was „unsers Fleisches Erbteil“ – über die prekäre todverfallene Existenzlage, in die wir ohne unser Zutun hineingeboren, hineingeworfen sind. Die in manchen Situationen zum Ausbruch kommt, und an die uns Künstler und Philosophen immer wieder erinnern.

Die Erschütterung, die mit dieser Art des Staunens einhergeht, kommt in einer Passage aus Tolstojs Roman „Auferstehung“ zum Ausdruck:

„Wie sehr die Menschen sich mühten, nachdem sich einige Hunderttausend von ihnen auf einem kleinen Raum angesammelt hatten, die Erde, auf die sie sich drängten, zu verunstalten, wie sehr sie den Boden mit Steinen zuramnten, damit nichts darauf wüchse, wie eifrig sie sie von jedem hervorbrechenden Gräschen reinigten, wie sehr sie mit Steinkohlen, mit Erdöl die Luft verpesteten, wie immer sie die Bäume beschnitten, alle Tiere und Vögel verjagten – der Frühling war Frühling, sogar in der Stadt. Die Sonne wärmte, das junge Gras wuchs, grünte überall, wo man es nicht weggekratzt hatte, nicht nur auf den Rasenstücken der Boulevards, sondern auch zwischen den Steinplatten; Birken, Pappeln,

Traubenkirschen entfalteteten ihre klebrigen, duftigen Blätter; die Linden schwellten ihre berstenden Knospen; Dohlen, Spatzen und Tauben bereiteten schon frühlingshaft-fröhlich ihre Nester; und Bienen und Fliegen summten, von der Sonne gewärmt an den Wänden. Fröhlich waren die Pflanzen, die Vögel, die Insekten, die Kinder. Nur die Menschen, die großen erwachsenen Menschen hörten nicht auf, sich selbst und einander zu betrügen und zu quälen. Die Menschen glaubten, dass nicht dieser Frühlingmorgen heilig und wichtig sei, nicht die Schönheit der Gotteswelt, die zum Heile aller Wesen erschaffen ist, die Schönheit, die zum Frieden, zur Eintracht, zur Liebe geneigt macht, sondern heilig und wichtig war, was sie selbst ausgedacht hatten, um übereinander zu herrschen.“ (Tolstoj o.J., 7).

Der Autor kommt aus dem fassungslosen Staunen nicht heraus über das, was in dieser Welt alles NICHT zusammenpasst und was eigentlich unglaublich ist- und trotzdem wahr ... Die Menschen sind dabei, Frühling für Frühling gegen den Ausbruch des Lebens hochzurüsten – damit man ja nicht durch diese Epiphanie von Herrlichkeiten abgelenkt wird von den eigenen Geschäften – und die drehen sich um Sicherung und Ausbau von Einrichtungen, die zu dem Zweck erfunden sind, übereinander zu herrschen, den andern zu überholen – wie wir heute vielleicht sagen würden: auf der Rennbahn der Exzellenzen. Sie müssen sich dazu ihre Welt so restlos verfügbar machen und halten, dass sogar ein außerplanmäßig aus dem Boden hervorsprossendes Gräschen stört und beseitigt werden muss

Ich komme zum Schluss. Meine Damen und Herren – vielleicht oder wahrscheinlich regt sich in Ihnen nun doch ein Unbehagen angesichts dieser diversen Lobreden auf das Staunen. Handelt es sich da nicht vielleicht doch wieder nur um eine der typisch pädagogischen Übertreibungen? Kommt nicht alles im Leben und Lernen schließlich auf das an, was herauskommt an Leistung, an Können und Wissen. Das ist überprüfbar, das bezeugt Lebenstüchtigkeit. Vom Zweifeln und Staunen kann man nicht leben. Solches hat allenfalls seine Berechtigung in den Vorhöfen des ernsten Arbeitens – da mag man sich erinnern an abenteuerliche Naturbegegnungen, an kindliche Überraschungen und Neugier-

den, an die trüben Ereignisse längst vergangener Zeiten – nötigt der Fortschritt nicht dazu, sich von solchen Sentimentalitäten zu lösen und erwachsen zu werden. Und für den Erwachsenen zählen Informationen, Tatsachen, Kalkulationen – es sind die sogenannten Leistungen, die schließlich PISA-Punkte im internationalen Wettbewerb einbringen. Was sollen da Überlegungen, die im Verdacht der Glorifizierung einer „Entdeckung der Langsamkeit“ stehen – wie ein seinerzeit Furore machender Buchtitel hieß? Wer so etwas verteidigt, bleibt der nicht notwendigerweise zurück? Ohne Chance in den Wettbewerben der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Technik? Überall triumphiert da das Tempo, die Schnellstraße.

Auch hier scheiden sich die Geister: denn in der Tat verfechte ich die These, dass fast alles für die Zukunft des Menschenlernens darauf ankommt, ob die Fähigkeit, sich staunend treffen zu lassen von der Welt – ob diese Fähigkeit nur als zu überwindende Vorstufe des ernsthaften Lebens eingeschätzt und praktiziert wird – oder aber als Form der Zuwendung zur Welt, ohne die Menschen zu Informationsmanagern schrumpfen – in atemloser Hetze allem nachjagend, was Fortschritt im Wissen zur Weltbeherrschung verheißt.

Die Auszehrung des Lebens, die dem cleveren Bescheidwiser droht, der keine Zeit und Kraft mehr hat, sich auf Zwischenräume und Fremdheitsstoffe immer neu staunend einzulassen – diese Auszehrung hat in großer Deutlichkeit Joseph Beuys umschrieben – in einer Überlegung, die weit über den Anlass einer Museumsreflexion hinausgehen Und mit diesen Sätzen von Beuys möchte ich schließen:

“Wenn nur Begriffe einen Wert hätten, dann bräuchte man überhaupt keine Farben, keine Bilder, keine Zeichnungen, keine Imagination, Skulpturen, Klänge, Musik, Tanz, Theater, nichts! Alles könnte sich rein wissenschaftlich durch Begriffe verbalisieren. Aber Begriffe bieten einfach nur mal Strukturen, die auch wichtig sind. Aber wenn sie einseitig auftreten, sind sie natürlich der absolute Tod jedes kulturellen Lebens ... Die Begriffe werden nach einem halben Jahr absolute Leichen sein, wenn sie nicht ernährt werden durch die Imagination, d.h. durch die gotischen Dome, die Kathedralen, die Symphonien von Bach,

Beethoven, Mozart, durch die Bilder von Rembrandt. Auch die rationalen Begriffe der Physik bekommen im Grunde ihr eigentliches Leben durch die Imaginationen, weil die Imaginationen viel tiefer in die evolutionäre Wurzel hineinfassen und sozusagen das Leben für die Sprache erst anliefern. Dann schließlich am Ende wird die Sprache zu einem Kanon von Begriffen, die analytisch sind und natürlich auch wichtig sind. Aber wenn diese Begriffe nicht immer wieder einen Nährboden bekommen durch Kunst, durch Imagination und Inspiration, dann wird die Sprache nach einem halben Jahr eine absolut bürokratische Sprache sein, die die Welt zu Tode bürokratisiert“. (J. Beuys/ F. Haks o.J., 31/32)

Und das Lebenselixier der Imagination ist das Staunen.

Zitierte Literatur

Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. II, München 1980

Beuys, Josef/ Haks, F. Das Museum und seine Aufgaben. Möglichkeiten, Dimensionen. Ein Gespräch. FIU Verlag, ohne Ort, ohne Jahr

Von Matt, Peter: Die Wahrheit der Bajonette. Zum 9. September 1978. In: Neue Zürcher Zeitung vom 10.9. 1998 (Nr. 209/1998)

Nöstlinger, Christine: Robinson war böse zu Freitag. In: Die ZEIT 1985, Nr. 2, S.35

Tolstoj, Leo N.: Auferstehung, Roman, München ohne Jahr.

Trommer, Gerhard: Naturbildung – Spürsames Bewildern des zivilisierten Menschen, Vortrag an der Universität Flensburg, 1997(Ms..)

Wellershoff, Dieter: Die Arbeit des Lebens, Köln 1985

Wilson, E.P.: Des Lebens ganze Fülle, München 1999